

In der Debatte nahm zunächst Herr Landtagsabg. D r e s e r das Wort, der u. a. betonte, daß der neue Entwurf selbstverständlich die Zustimmung der Liberalen und der sozialdemokratischen Partei nicht finden könne, doch müsse versucht werden, in der Deputation den Entwurf so zu bearbeiten, daß etwas Brauchbares herauskomme. Man brauche sich nicht zu wundern, wenn die Nationalliberalen erklärten, der Entwurf gehe in der Reform nicht weit genug. Bezüglich des Religionsunterrichts werde es in der Deputation jedenfalls noch einen kräftigen Austausch geben. Die Sozialdemokratie fordere noch mehr als die Lehrer in ihren Wünschen zum Ausdruck bringen. Die Herren der Rechten gingen eben von der Ansicht aus, daß ein dummes Volk leichter zu regieren sei. Die Arbeitsschule, wie sie Dr. Seyfert wünsche, müsse aufgebaut und erdogen werden. Seine (Redners) Partei sei für eine allgemeine Volksschule, eben für Trennung der Schule von der Kirche. Wenn auch nicht alle Wünsche der Lehrerschaft in Erfüllung gehen sollten, die Linke sei bereit, ihr entgegenzukommen, was auch die Nationalliberalen tun. Der Entwurf enthalte gegenüber dem alten Gesetz 64 Verbesserungen, die aber vielfach nur zu den Ausführungsbestimmungen gehören. Wenn Herr Abg. Opitz sage, die Lehrer hätten die Agitation ins Volk getragen, so sei demgegenüber festzustellen, daß die Lehrer sich damit ein Denkmal gesetzt haben. Die Sozialdemokratie werde zu jeder Zeit für die Lehrerschaft eintreten. Die Gemeinderäte, die das Gesetz bearbeiteten, hätten jedenfalls nicht das Verständnis für die Sache als die Lehrer selbst. Die Schulleisten müßten allgemein getragen werden, das sei auch die Ansicht seiner Partei. Ein Teil der Konservativen wolle die Lehrer als staatliche Beamte angestellt wissen, aber der andere Teil der Fraktion mache nicht mit. Mit solcher Anstellung würde jedoch der Lehrerschaft selbst großer Schaden erwachsen und ärmere Gemeinden würden minderwertige Kräfte zugewiesen erhalten. Redner befürchtet, daß die ganze Deputationsarbeit umsonst sein könnte, schließlich mache die Erste Kammer überhaupt nicht mit. Die Erste Kammer sei abguschaffen. Eine Volksvertretung, vom Volke bezogen, müsse die Anerkennung auch der Ersten Kammer finden. In Bezug auf die Religion hat die Regierung den Wünschen der Synode mehr Rechnung getragen als denen des Landtags. Dann kritisiert Redner die Tatsache, daß bürgerlichen Blättern der Schulgesetzentwurf eher zugänglich gemacht wird als den Abgeordneten selbst. Die Kosten der Reform könne man nicht als unerschwinglich bezeichnen. Wo ein Wille sei, da sei auch ein Weg, und das Vaterland werde von dem neuen Gesetz auch einen Nutzen und Segen haben. Auch diesem Redner ward lebhafter Beifall zuteil.

Herr Wilhelm B a h n e r meint, zwar sei im Anfang des Referats verifiziert worden, es sollte hier keine Politik getrieben werden, aber der Redner habe doch Politik getrieben. Es sei zu bedauern, daß den jungen Lehrern eine solche Politik eingeimpft werde. (Ein vereinzeltes Bravo wird mit Lachen begrüßt.) Redner versichert, er habe im Landtage beantragt, daß das Schulgeld abgehebt werde, aber die Vertreter der Städte wollten dem nicht zustimmen. Im übrigen stehe er völlig auf dem Standpunkt des Referenten und Dreschers. Die liberalen Vertreter der Städte möchten doch selbst auf die übrigen Konservativen bezüglich der staatlichen Anstellung der Lehrer hinarbeiten, die Liberalen würden aber sicher verlagen. Dr. Seyfert habe sich vielfach verrechnet. Höhere Volksschulen existierten so gut wie gar nicht mehr, sie haben sich eben nicht entwickelt und man braucht ihnen auch keine Erlöse nachzuweisen. Dem Vortragenden rate er einmal aufs Dorf zu gehen und die Verhältnisse dort zu studieren.

Herr Louis B a h n e r bezeichnet die schwebenden Schul- und Erziehungsfragen als so schwierig, daß der Laie kaum ein richtiges Urteil zu fällen vermöge. Redner erinnert an das Wort eines englischen Nationalökonomen, daß eine gute Erziehung die beste Ökonomie, Unwissenheit aber die teuerste Sache im ganzen Lande sei.

Bezüglich der Verminderung der Schülerzahl in den einzelnen Klassen trägt Herr W. B a h n e r

seinen vorherigen Ausführungen noch nach, daß diese Frage in den Großstädten viel leichter zu regeln sei als in kleinen Gemeinden. Auf dem Dorfe könnten doch die Lehrkräfte gar nicht ausgenutzt werden, wenn eine Klasse von 52 Schülern geteilt werden müsse in zwei mit je 26. Das alte Schulgesetz sei ein freizeitleiches Gesetz, beschlossen von einem liberalen Landtag. Redner wünscht, daß auch das neue freizeitleich nach oben wirke; man solle das Gesetz nicht in eine Zwangsjacke stecken.

Herr Lehrer S c h w e f e r-Ghemnitz nahm den Referenten gegenüber den W. Bahnerschen Vorwürfen in Schutz und meinte, ersterer müßte die Politik berühren, weil eben das Parlament aus Politikern zusammengesetzt ist. Bezüglich der Trennung der Konfessionen habe die konservative Weltanschauung völlig verlagert. Der Antrag Treber wolle eine Zersplitterung in die Lehrerschaft bringen; sie stehe aber geschlossen da und werde den Kampf gemeinsam weiterführen. Daß die Sozialdemokratie weitergehende Forderungen ihres Programms zugunsten des Schulgesetzes zurückstellen wolle, sei erfreulich. Statt ein altes Schulgesetz in neuer Ausgabe zu schaffen, hätte man bahnbrechend vorgehen müssen, weil das Gesetz auf lange Jahre hinaus bestehen werde. Es sei zu bedauern, daß der Entwurf erst nach der Reichstagswahl bekannt geworden sei. In dem Beirat hätte ein Arbeiter gewählt werden sollen. Mit Herrn W. Bahner stimmten jedenfalls nicht viele konservative überein, sonst wäre das Schulgesetz schon längst abgelehnt. Zwar bedeute die allgemeine Volksschule noch lange kein Allheilmittel, aber sie mindere doch die sozialen Gegensätze. Zwingt man die Eltern, ihre Kinder zur Schule zu schicken, so müsse der Staat auch für das Schulgeld sorgen. Die Frage des Religionsunterrichts findet in der konservativen Weltanschauung den größten Hemmschuh, es so'e eben alles beim alten bleiben. Wir wollen versuchen, im Sinne und Geiste Jesu von Nazareth die Gedanken des Kindes zu beeinflussen, damit das Kind zur wahren Nächstenliebe erzogen werde. Zwar behande die moderne Theologie die Ergebnisse ihrer Studien öffentlich, dem Lehrer sei das aber verboten. Eine wesentliche Herabminderung des religiösen Memorierstoffes sei unbedingt zu verlangen. Verlasse das Kind die Schulstube auf die Dauer, so werfe es erfahrungsgemäß zuerst das aus der Religion von sich, was es schwer begreife; das Kind kann eben nicht all den Stoff verdauen. Der neue Entwurf ist nicht sozial, er wirkt konfessionell beengend, trägt nicht den Verhältnissen der Mehrheit Rechnung. Der einstige Ruhm Sachsens als Land der Schulen ist dahin. Für unsere Jugend ist nur das Beste gut genug. Wir wünschen nichts Unmögliches, nur etwas, das unserm geliebten Vaterland zum Segen gereicht.

Herr Lehrer P a u l i-Hilbersdorf legt dar, wie von den vor zwei Jahren geäußerten konservativen Wünschen und Versprechungen auch heute noch nichts erfüllt sei; es sei nichts für die Jugend getan worden. Ueberdies würden die Kinder der heutigen Schule nichts von einer möglichen Reform profitieren. Der neue Entwurf müßte die Einheitschule, d. i. die mittlere Volksschule, bringen. Die Kirche gebe nicht genug für das Herz, sie verlange zuviel vom Kopf.

In seinem Schlußwort gab Herr S c h a t t e r seiner Freude darüber Ausdruck, daß ihm von keiner Seite sachliche Einwendungen gemacht worden könnten. Der Antrag Treber erweise ihm gefährlich. Das Minimalgehalt der Lehrer müßte vom Staate, die Zulage von der Gemeinde getragen werden. Dann wendet er sich gegen die W. Bahnerschen Vorwürfe. Er habe in seinem Referat keine Parteipolitik, sondern lediglich Schulpolitik getrieben, auch keine „Schellen ausgeleitet“, wie Herr W. Bahner behauptet; dieser Ausdruck entspringe wohl einem Geisteswunder, das aus der konfessionellen Seele spreche. Warum sollten nicht auch einmal nur 26 Kinder in einer Klasse sein; in den Gymnasien sei oft nur ein Duzend beisammen. Nicht ein liberaler Landtag war es, der das letzte Schulgesetz beschloß, denn er hatte gar nicht die Zweidrittel-Mehrheit; die Regierung hat einfach den Entwurf

zum Gesetz erhoben. Es ist, so schloß Redner, eine große Sache, um die wir streiten, und hoffentlich trägt sie den Sieg davon. Nachdem dann die weiter oben abgedruckte Erklärung einstimmige Annahme gefunden, hatte die Versammlung ihr Ende erreicht.

Familienabend im Jungfrauenverein.

Zu einer erneuten Ehrung für den dahingegangenen heimischen Dichter Otto Hillig ward die am Freitag stattgefundene zweite Aufführung seines Festspiels „Mutter Anna“ durch den Jungfrauen-Verein St. Christophori im Saale des Altküster Schützenhauses. Als das Festspiel am Sonntag zuvor gelegentlich des Vereinsjubiläums vor überfülltem Saale zum erstenmal dargeboten ward, kam vielfach der Wunsch zum Ausdruck, das Werk mit seinen vielen Schönheiten einmal auch denen zu Gehör zu bringen, die jenem Feste nicht betwohnen konnten. Und in dankenswerter Weise haben sich die mitwirkenden Damen schnell bereit finden lassen, diesem Wunsche zu entsprechen. Nicht leicht mag es dem Dichter geworden sein, diesem letzten Kinde seiner Muse gefällige Form und Gestalt zu geben, denn es entstand, als der treue Freund des Jungfrauen-Vereins sich auf dem Schmerzenslager wand, das ihm nur wenige Tage später zum Sterbelager ward. Umso mehr muß man da die formvollendete Dichtung, die herrliche Poesie, die Flüssigkeit der Sprache — kurz die ganze Innigkeit bewundern, die in das Werk hineingelegt ward. Um den Abend unterhaltsam zu gestalten, ward auch ein großer Teil des Programms vom Sonntag wiederholt, während sich unerbittlich neue Kräfte in den Dienst der guten Sache gestellt hatten.

Den Abend eröffnete allgemeiner Gesang, dem eine Ansprache des Herrn P. Albrecht folgte, der seine Freude aussprach, daß es möglich geworden, das Festspiel noch einmal zu hören. Der Reinertrag solle, gewiß im Sinne des Dichters, dem Schwaertitz zugutekommen. In einem Rückblick auf die Geschichte des Schwaertitz legte Redner dar, daß der Gründer der Kleinkinderschulen, wie das Schwaertitz eine Art Fritz Oberlin im Steintal gewesen sei; bald gewonnen die soche eifrige Nachfolge, und vom Elisch ward die Kleinkinderschule zunächst nach England verpflanzt. Man sah auch bei uns sehr bald ein, welche ein bedeutender Erziehungsfaktor damit gegeben war. Mit der Entwicklung dieser Schulen stand in Hand ging die Pflege der Kinderlehrerinnen-Ausbildung. Ein großer Segen liegt in diesen Kleinkinderschulen, für der Kinder seelisches Wohl wie für ihr geistiges Heil wird hier gesorgt, zu Ordnung und Gefügung werden sie erzogen, und so trägt der Aufwand für die Schulen tausendfältige Früchte. Wie hier gute Erfolge in geistlicher Hinsicht erzielt werden, ist auch der Einfluß auf das Volksleben nicht zu unterschätzen. Wer sich von dem großen Nutzen der Schulen überzeugen wolle, möge nur einmal unserm Schwaertitz einen Besuch abstatten. Mit herzlichem Willkommen begrüßen an die Erschienenen schloß Redner.

Nachdem dann die Hrl. E. Hölz und M. Pfeiffert die Heberische Jubel-Quartette in bestellgender Weise zum Vortrag gebracht, erfreute Hrl. E. Stübner mit dem Solologan: „Ich will dem Herrn singen.“ Und nun gals, dem Kernpunkt des Abends, dem Festspiel „Ein Tag auf dem Vorwerk der Mutter Anna“ zu gutem Gelingen zu verhelfen. Die einzelnen Rollen lagen in besten bewährten Händen, und so konnte es nicht ausbleiben, daß der Erfolg des Stückes auch diesmal wieder ein ganzer war. Es wird ein merkwürdiges Leben entnommenes Bild von dem Wirken und Schaffen der Fürstin von Sachsen (1532—1583) entrollt und Mutter Anna als Vorbild für eine christliche Häuslichkeit hingestellt, deren größte Tugenden Hilfsbereitschaft, Fleiß und mit Ernst gepaarte herrliche Milde waren. Mitglieder des Jungfrauenvereins waren die geschickten Darstellerinnen,

deren Auftreten schon um deswillen einen recht guten Eindruck machte, als sie in historischen Kostümen erschienen. Bei geschäftiger Arbeit spielt sich die Handlung ab, die reich an eindrucksvollen Momenten ist und einen tieferen Einblick in das Leben und Wirken jener hohen Frau.

Einem dreistimmigen Chorgesang des Jungfrauenvereins folgte nun ein künstlerisch vortragendes Trio (Nr. 12 von Josef Haydn), das die Herren Max Claus (Violine), Joh. Kleeberg (Klavier) und H. Schönher (Cello) boten. In dankenswerter Weise bereicherte Hrl. Ch. Weist das Programm durch den vorzüglichen Vortrag einiger Lieder, die derart ansprachen, daß sie dem allgemeinen Wunsch nach einer Zugabe entsprechen mußte. Dagegenhinein bot Hrl. S. Zapf eine ergreifende Deklamation. Auch diesmal sah man gern dem „Märchenzauber“ zu, der so viel schöne Abwechslung brachte und die Hörer fesselte. Wie bei dieser Deklamation, so traten auch schon vorher beim Festspiel die eigenartigen, der Zeitrechnung gerecht werdenden gefälligen Frisuren, mit denen sich Herr und Frau Friseur Wölter recht sehr um die gute Sache verdient gemacht hatten, vorteilhaft in die Erscheinung. Nach einem dreistimmigen Gesang sprach Herr P. Albrecht das Schlußwort. Otto Hillig, Gottlieb Heinrich v. Schubert, Dr. Martin Luther — sie gehören, so meinte er, heute abend zusammen. Das letzte der vielen Lieder, das Otto Hillig gedichtet — mit so feiner Psychologie, mit so tiefen sittlichen Gedanken sprach er zu uns — wollten wir hören, und dankbar gedenken wir dieses großen Mannes. Unserm Schwaertitz kommt der Ertrag des heutigen Abends zugute; auch dem sieben geistigen Sohne Höhenfliegen wollen wir dankbar sein, der uns allen so gut bekannt ist, dem das schönste Denkmal unsere Stadt setzte. Die Liebe zur Kunst, zur edlen Musik zu den Kleinen war allen dreien gemeinsam: Hillig, Schubert und Luther. Dank sollte Redner dann allen denen, die sich um den heutigen Abend verdient gemacht haben, daran die Bitte knüpfend, ob es denn nicht möglich sei, für die Freunde des Schwaertitz die vor etwa 20 Jahren so gern besuchten Stammesmusikabende wieder einzuführen. Allen Erschienenen dankte er gleicherweise und gab der Hoffnung Ausdruck, daß der Abend zu einem Duell neuer Liebe für unser Schwaertitz geworden sein möchte.

Schlüssliches.

— D e l s n i g i. E., 18. Febr. 121 Bewerber haben sich um die Oftern d. J. an den hiesigen Schulen zu besetzenden drei Lehrerstellen gemeldet.

— C h e m n i z, 18. Febr. Bei dem Wemhien, die scheuenden Pferde seines Geschlus aufzuhalten, kam in der Schopauer Straße der 31 Jahre alte Ruischer Lehmann aus Kleinobersdorf unter den Wagen zu liegen, der über ihn hinwegging. An den erlittenen Verletzungen ist der Bedauernswerte bald nach dem Unfall gestorben.

— W u r z e n, 18. Februar. Gestern abend brannte die zum Rittergute Mühlbach gehörige Schäferei in Kornhain und im Nachbardorf Roitzsch eine dem Gutsbesitzer Michael gehörige Scheune nieder. In Kornhain verbrannten 6 Stück Jungvieh und 2 Fohlen. In beiden Fällen wird Brandstiftung vermutet.

— A l t e n b u r g, 18. Febr. Die Junggefallen Altenburg können wieder frei aufatmen, denn das Stadtverordnetenkollegium hat hinsichtlich des Antrags auf Einführung einer Junggefallensteuer eine ablehnende Haltung eingenommen, woraufhin der Antragsteller seinen Antrag wieder zurückzog. Es wurde eher mit einem Steueranfall durch Wegzug begüterter Junggefallen gerechnet.

— J e n a, 18. Febr. Die deutsch-amerikanischen Lehrer, die im Juli dieses Jahres in einer Zahl von etwa 600 eine mehrtägige Reise nach Deutschland unternahmen, werden auch der Stadt Jena einen Besuch abstatten. Hier ist ihnen von Seiten der Stadt ein Martifest in Aussicht gestellt worden. Auch die Universtität wird es sich nicht nehmen lassen, sie zu begrüßen.

Am Noten Kliff.

Ein Roman von der Insel Sylt von A n n y B o t h e.

Copyright 1910 by Curt Pfenningdorf, Halle a S 20) Nachdruck verboten.

„Na, Herr Baron, habt Ihr Euch nun meine Gesichte überlegt und wollt Ihr Die heiraten?“ „Nein!“ rief Geert, „schert Euch zum Teufel, ich habe nichts mit Euch zu schaffen.“ „Nanquam, immer langsam, junger Herr. Zwingen kann ich Euch ja nicht. Wenn Ihr nicht wollt, so laßt Ihr es bleiben, aber bei allen Segeln und Dunnerkitt, so wahr ich Kapitän Tamen heiße, Ihr sollt dann auch aufhören, hier so mit'm Glorienstein herumzulaufen. Wissen soll man es auf der ganzen Insel, daß der alte Baron von Kantbau einst der Reizegafährte von Klaus Tamen und gewissermaßen sein Kompagnon war. Na, dann könnt Ihr man auch einpicken mit Eurer ganzen Herrlichkeit und schnell den Staub von den Füßen schütteln, denn hier, Herr, seid Ihr fertig, ganz fertig.“ Ein qualvolles Stöhnen kam aus Geerts Brust. Das Papier in des Alten Hand, das dieser jetzt wieder sorgfältig in der Brieftasche verwahrte, war eine Karte, eine schreckliche Nacht, die ihn vernichten konnte. „Was verlangt Ihr für den Witz?“ fragte Geert heiser. „Kann ich Eure Forderung erfüllen, so soll mir jeder Preis gleich sein.“ „Geld? Nein, Herr! Um Geld ist es Klaus Tamen nicht zu tun. Ehre wollen wir. Wir haben unsere Ehre so gut wie Ihr als vornehmer Herr! Die soll Eure Frau werden. Dabei bleibt's.“ „Ich biete Euch 100 000 Mark, gebt mir den Brief!“

„Von Geschäften versteht Ihr rein nichts, Herr Baron, rein gar nichts. Wenn ich Euch den Witz hier verkaufe, wißt Ihr doch noch lange nicht, ob ich nicht noch viele solche habe? Ne, ich will Euch

nicht betrügen. Ehrlich soll es zugehen bei unserm Handel. Die Die soll ihren Willen haben. Wollt Ihr sie nicht, was ich Euch gar nicht verstanden kann, denn sie ist ein nichtswürdiger Kader, so könnt Ihr die Stuppe ausseihen, die Ihr Euch einbrüht. Ich werde dann auch meine Ansprüche geltend machen, die ich noch an Euren Vater habe, da unsere Abrechnungen nicht zu Ende geführt wurden.“

Geert schwindelte. Wie ein drohendes, unheimliches Verhängnis wälzte sich die Vergangenheit auf ihn. Warum konnte er dem Manne dort nicht mehr wie vorhin „Lügner“ entgegenzprechen?

„Ihr habt vier Wochen Bedenkzeit, Herr“, schmunzelte der Kapitän mit listigen Augen, „bis dahin hat die Die wieder rote Waden. Wählt gut und so, wie es mir paßt“ — seine Stimme wurde drohend, und die Augen bligten — „denn sonst sollt Ihr mich kennen lernen. In dem Staub sollt Ihr liegen, Ihr und Eure ganze hochmütige Gesellschaft, die noch weiter unter Klaus Tamen ist — Psui!“

In weitem Bogen spudte der Kapitän vor Geert aus, schloß seinen breitrandigen Hut auf die massive Stirn und stampfte, ohne Geert noch eines Blickes zu würdigen, hinaus.

Einen Augenblick sah der Baron wie erstarrt, dann aber sprang er auf und schloß die Tür, als müsse er sich vor jedem neuen Ueberfall sichern.

Ganz verwirrt war ihm zu Sinne. Was wollte dieser entsetzliche Mensch von ihm? Welche Waffen hatte der gegen ihn in der Hand!

Sein Vater? Geert schauerte. Er erinnerte sich nicht, daß früher in seinen Kindertagen sein Vater oft in Geldnot gewesen, daß aber dann alles besser geworden, daß sein Vater immer sehr veranlagt von seinen weiten Reisen in fremde Länder heimgekehrt, und daß sie stets über genügende Mit-

tel verfügt hatten, um ein angenehmes, behagliches Leben führen zu können.

Die Güter waren Majorat, und das Vermögen, das sein Vater bei seinem Tode hinterlassen, war groß genug, um seine und seiner einzigen Schwester Zukunft sorgenlos zu gestalten.

Er selbst hatte schon vorher durch eine Erbschaft, die ihm von Verwandten mittelcherferts zugeworfen, ganz unabhängig von seinem Vater eine gesicherte Existenz gefunden, und er konnte sich gar nicht erklären, wie sein adelstolzer, vornehm geheimer Vater zu einer Verbindung mit Klaus Tamen gekommen. Der bloße Gedanke an solche Möglichkeit bedeutete für alle, die den alten Seemann kannten, etwas Anrüchiges, obgleich es eigentlich niemand gab, der Klaus Tamen direkt eines Verbrechen bezichtigte konnte.

Geert sah und grübelte verzweifelt vor sich hin.

Die Aufforderung des Alten, die Nothartige zu heiraten, war ja lächerlich, aber, wenn es nicht geschah — der Kapitän, das wußte er wohl, verstand keinen Spatz — war er verloren, sobald Klaus Tamen das Papier benutzte, um darzutun, daß der alte Baron Kantbau sein Kumpan gewesen.

Seine und der Seimans Ehre, das Andenken seines Vaters stand auf dem Spiel, seine ganze Ehrentugend, die zusammenbrechen mußte, wenn der Kapitän recht behielt.

Die zitternde Handbewegung seines greisen Vaters in der Sterbestunde nach dem Schreibtisch hin gewinn für Geert plötzlich eine ungeahnte Bedeutung. Hier, sah er, lag das Geheimnis, das er ergründen mußte. Aber hatte er nicht den ganzen Schreibtisch nach dem Tode seines Vaters auf das genaueste durchsucht? Hatte er nicht jede Ritze durchforcht, in feberhaftem Trara, irgend eine Aufklärung zu finden?

Geert flüchtete in sein Arbeitszimmer. Dort

stand der alte Eichen Schreibtisch mit den prachtvollen Türfüllungen, dem nächtlichen Streulicht; mit toter Augen starrte er ihn an.

Dann rief er hastig alle Schreibtische auf. In flüchtiger Eile warf er alle Papiere durcheinander auf den Boden des Zimmers. Wie gut, daß er den Schreibtisch, einer Laune folgend, von seinem Gut Schützen mit nach der Insel herübergebracht. Er hatte immer die Empfindung gehabt, als dürfe er sich nicht von diesem Vermächtnis seines Vaters trennen. In diesen Tropfen perlte ihm der Schweiß von der Stirn. Immer halliger suchte er, immer ungestümer wurden seine Bewegungen.

Nein, nirgends ein Anhaltspunkt, nirgends ein Geheimfach, wie er vermutet hatte, zu entdecken.

Aufföhnend ließ er sich auf seinen Schreibtisch nieder.

Immer rätselhafter wurde ihm der ganze Zusammenhang. Wie kam der Kapitän zu dem merkwürdigen Dokument? Das ist echt war, konnte er nicht bezweifeln. Aber nie und nimmer konnte er glauben, daß sein stolzer, ehrlicher Vater sich zum Genossen des Mannes erniedrigt haben sollte, den er früher selber als nicht einwandfrei bezeichnet hatte. Ein Gefühl der Ohnmacht, der grenzenlosen Hilflosigkeit kam über ihn.

Wenn Klaus Tamen seine Trostung wahr machte und verriet, daß der alte Baron von Kantbau Teilhaber an den Geschäften des Kapitän gewesen, über welche die abenteuerlichsten Gerüchte auf der Insel im Umlauf waren, dann war er vernichtet, seine und der Seimans Ehre gebrandmarkt auf alle Zeit. Klaus Tamen lieb auch Geld auf Zinsen — Wucherzinsen —, wie alle auf Sylt wußten, und sein Haus am Galgenhügel ward gemieden, solange Geert denken konnte, wie der Kapitän selbst und sein Kind, die rote Die Fortsetzung folgt.